

Eindrücke aus der Arche Simbabwe vom Juli 2009

Als ich aus dem Bulli steige kommt mir der Geruch von Holzfeuer in der Nase. Er erinnerte mich an Lagerfeuerromantik und weckte ein Gefühl von Wohlbehagen. Der Geruch kommt vom Gazebo, der überdachten Kochstelle. Dort wird gerade das Mittagessen für die Gemeinschaft vorbereitet. Die gesamte Gemeinschaft versammelt sich um mich zu begrüßen. Etwa 50 Personen stehen um mich herum um mir die Hand zu schütteln und sich vorzustellen. Ich bin völlig überfordert und kann mir nur die Namen Marvin und Washington merken. Aber später weiß ich nicht mehr, zu welchen Gesichtern sie gehören. Manche Gesichter kann ich nur unterscheiden, wenn ich sie nebeneinander sehe. Nach und nach lerne ich Personen und Namen zuzuordnen und wenn es mir gelingt, jemanden mit dem richtigen Namen anzusprechen, ernte ich ein strahlendes Lächeln. Liege ich falsch, so bleibt das Gesicht meines Gegenübers ausdruckslos. Nur ganz selten weist mich jemand auf meinen Irrtum hin. Ich lerne auch bald, dass man am Namen nicht unbedingt das Geschlecht erkennen kann. Es ist mehr die Bedeutung des Namens, auf die es ankommt. Die Menschen heißen Tatenda, was Danke bedeutet, oder Blessing (Segen) oder Tinashe (Wir vertrauen auf Gott). Es sind schöne Namen, die ausdrücken, dass das Kind geliebt und von Gott gesegnet ist. Namen, die die Arche den Kindern gegeben hat. Unter der Bevölkerung in Simbabwe herrscht allgemein die Überzeugung, dass behinderte Kinder ein Fluch und von Dämonen gebracht sind. Behinderte Menschen sind darum absolut inakzeptabel und werden als Bedrohung empfunden.

Ich bekomme das Gästezimmer in der Gemeinschaft, ein Zimmer ganz für mich alleine, gleich gegenüber dem Badezimmer. Dort befindet sich auch der einzige Wasserhahn im Haus, aus dem ein anständiger Strahl heißes Wasser kommt. Dieses Badezimmer ist entsprechend beliebt. Hier wird die Wäsche gewaschen und Wasser geholt zum Kochen und zum Putzen, hier nehmen wir auch alle nacheinander unser morgendliches Bad.

In meinem Zimmer steht ein Eimer. Ich halte ihn für den Papierkorb. Erst später stelle ich fest, dass er zum Waschen meiner Wäsche und zum „Baden“ gedacht ist, oder auch zum Spülen der Toilette, wenn der Spülkasten gerade mal wieder nicht funktioniert.

Mein erstes Mittagessen in der Gemeinschaft besteht aus Sadza (Maisgrieß) mit Kohlgemüse und einer Soße aus gedünsteten Zwiebeln und Tomaten. Zur Feier des Tages gibt es heute auch Rindfleisch für alle. Jeder bekommt ein etwa pflaumengroßes Stück. Es ist etwas Besonderes. Jemand freut sich auf die nächsten drei Wochen: weil ich da bin werde es jetzt drei Wochen lang gutes Essen geben. Zum Mittagessen versammeln sich alle am Gazebo draußen, holen sich ihr Essen ab und setzen sich mit ihrem Teller irgendwo aufs Mäuerchen oder ins Gras. Das Gazebo fasziniert mich. Es ist ein anziehender, geselliger Ort.



Leider wird mir das Mittagessen in Alices Büro serviert, im kleinen Kreis, damit ich einzelne Leute aus der Gemeinschaft besser kennen lernen kann. So treffe ich Chris und Leo, Gladys und Justina, Shine, Patricia,..., die Mitarbeiter, die als Lehrer in der Arche-Schule, als Buchhalter, Fahrer, Projektmanager, etc. angestellt sind und außerhalb der Arche-Häuser wohnen. Lieber wäre ich draußen am Gazebo mit den Bewohnern und Assistenten. Das Gazebo fasziniert mich. Mittags wird hier für etwa 50 Personen gekocht. Der Elektroherd in der Küche ist zu klein für solche Mengen. Morgens und abends ist der Kreis derer, die an der Mahlzeit teilnehmen, kleiner. Da wird nur bei Stromsperre draußen überm Feuer gekocht.

Nach der langen Reise mache ich ein Nickerchen. Da klopft es an meine Tür. Ich habe nicht bemerkt, dass es schon dunkel wird. Unah, die Hausverantwortliche, bringt mir eine Kerze und Streichhölzer für den Fall, dass der Strom abgestellt werden sollte. Es ist 18:00 h. Als ich ins Wohnzimmer komme, brennt ein Feuer im Kamin und die meisten Bewohner sitzen dicht gedrängt davor. Andere haben es sich in Decken gewickelt auf den Sofas bequem gemacht. Ich finde es romantisch. Die Assistenten, die Englisch verstehen, lachen freundlich über meine Bemerkung. Das Feuer diene einfach nur zum Wärmen weil es so kalt sei. Mir ist nicht kalt. Am ersten Abend finde ich alles viel zu aufregend um zu frieren. Später geht mir auf, dass die Häuser nicht wie bei uns über Zentralheizung verfügen und auch nicht gut isoliert sind. Wenn es draußen kalt ist, und im Juni und Juli sinken die Temperaturen nachts bis auf null Grad, dann wird es drinnen auch richtig kalt.

Es ist nicht so einfach, das Feuer zu entfachen. Das Holz ist zu frisch. Der Verbrauch an Feuerholz zum Kochen und Heizen ist groß. Für Nachschub zu sorgen bedeutet harte Arbeit. Das Holz wird mit der Axt geschlagen. Das Gartenteam ist tagelang beschäftigt, die Bäume im Garten werden weniger und der Vorrat hält nicht lange. Brennholz zu kaufen ist sehr teuer. Das kann sich die Gemeinschaft nicht leisten – und auch sonst nur ganz Wenige in Harare. Entsprechend abgeholzt sind die Flächen um die Großstadt herum. Das Holz hat keine Zeit abzulagern. Der Rauch beißt beim Kochen in den Augen. Mit der Romantik hat es also bald ein Ende.

Um halb Acht essen wir zu Abend: Maisgrieß mit Kohlgemüse und der Soße aus gedünsteten Zwiebeln und Tomaten. Auf meinem Teller finde ich auch wieder zwei Stückchen Fleisch. Aber diesmal reicht es nicht für alle. Ich traue mich noch nicht abzulehnen, nutze aber einen günstigen Moment, um die Stücke an zwei kleine Jungs zu verteilen, die sie blitzschnell im Mund verschwinden lassen. Ich atme auf. Ich bin kein großer Fleischliebhaber, schon gar nicht, wenn es zum größten Teil aus Sehnen, Knorpel und Knochen besteht. Ab dem zweiten Tag bringe ich meiner Hausgemeinschaft bei, dass ich abends nie Fleisch esse. Das können sie zwar so gar nicht nachvollziehen, aber da dafür jeder von ihnen hin und wieder in den abendlichen Fleischgenuss kommt, akzeptieren sie meine eigentümliche Essgewohnheit. Mittags im Büro wird uns das Essen in Schüsseln serviert, aus denen ich mich selbst bedienen darf. Das erlaubt mir einen gewissen Einfluss darauf, was auf meinem Teller landet.



Ich warte neugierig gespannt auf Stromausfall. Ich möchte wissen, wie sich das Leben dann gestaltet und freue mich auf das Abenteuer. Ich bekomme mein erstes Erlebnis am dritten Tag. Unah ist gerade in der Küche mit dem Essenkochen beschäftigt. Wir anderen sitzen im Wohnzimmer. Dann gehen Licht und Fernseher aus. Stromausfall. Unah geht umgehend nach draußen um im Gazebo Feuer zu machen und trägt die Töpfe hinaus. Im Wohnzimmer seufzen einige. Sie hätten den Film gerne zu Ende gesehen. Ich war natürlich nicht vorbereitet und muss mir eine Kerze ausleihen, um im Stockdunkel mein Zimmer und meine Taschenlampe zu finden. Die Wasserpumpe funktioniert nun auch nicht mehr, so dass wir kein Trinkwasser zur Verfügung haben und im Kühlschrank steigen die Temperaturen. Diesmal zum Glück nicht sehr, denn es ist ja Winter in Simbabwe und draußen kühlt es gerade merklich ab. Aber im Kühlschrank gibt es sowieso nichts, außer dem Fleisch, das zu meiner Ehre gekauft worden ist. Das taut da langsam vor sich hin.

Das Abendessen gibt es verspätet und mit dem Abwasch wird bis zum Morgen des nächsten Tages gewartet. Dann muss sich allerdings gleich jemand daran machen, sonst reichen die Teller nicht für unser Frühstück.

Zum Stromausfall kommt es nicht, weil das Netz überfordert wäre, sondern weil zu wenig Strom produziert wird und er nicht für alle reicht. Darum werden verschiedene Stadtteile willkürlich und für die Bevölkerung unvorhersehbar von der Stromversorgung abgeschnitten. In den Stadtteilen der ärmeren Bevölkerungsschichten geschieht dies wesentlich häufiger als in den Vierteln der Reichen.

In Ngoma-House, dem größeren der beiden Häuser der Gemeinschaft, leben 10 Menschen mit geistiger Behinderung, die meisten von ihnen Kinder.



Ich merke erst nach ein paar Tagen, dass nicht alle einen Schlafplatz im Haus finden, obwohl sich Prince und Tinashe ein Bett teilen. Enok und zwei Assistenten müssen im Schuppen schlafen. Nach halb zehn finde ich abends niemanden mehr im Wohnzimmer vor. Alle sind in ihren Betten verschwunden. Es ist einfach zu kalt um lange herum zu sitzen. Ich ziehe zum Schlafen Skiunterwäsche, Pulswärmer, ein Stirnband und zwei Paar Wollsocken an. Manchmal auch noch meine Fleecejacke. Als Zudecke dienen zwei Woldecken und die Tagesdecke. Mehr Decken gibt es nicht. Damit muss jeder auskommen. Ich schlafe gut, auch wenn ich in meiner Montur sicher lustig aussehe. Aber das ist mir egal und außerdem sieht mich keiner, weil ich das Privileg eines Einzelzimmers genieße. Ich habe aber die Nachtbekleidung von Mathilda gesehen: ein einfaches Nachthemd. Und zum Zudecken gibt es auch für sie nur zwei Woldecken. Ich glaube, dass es auch bei den anderen Kindern nicht besser aussieht. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, dass die meisten von ihnen erkältet sind.

Sobald es morgens anfängt zu dämmern, wird es im Haus lebendig. Um 6:00 h werden die Kinder geweckt, das Frühstück gekocht, das Haus gefegt und gewischt und die Wäsche gewaschen. Dann gibt es zum Frühstück für jeden einen Teller Porridge aus Maisgrieß und um 9:00 h sind wir alle bereit für die Morgenandacht.

Ich liebe unsere gemeinsamen Gebetszeiten. Abends ist die Hausgemeinschaft unter sich zum Abendgebet. Morgens ist es die ganze Gemeinschaft, die sich zur Andacht versammelt. Ich bin begeistert von den Liedern, die von irgendwem angestimmt und immer mehrstimmig gesungen werden und meistens mit Rhythmusinstrumenten begleitet. Sie werden auf Shona gesungen und nicht selten schwingt oder tanzt der ganze Körper mit. Ich bin hoch motiviert diese Lieder zu lernen, auch wenn ich fürchte, dass wir sie in Deutschland nicht so ohne weiteres hinkriegen werden.



Nach der Morgenandacht gehen wir nach draußen, begrüßen einander und stellen uns im Kreis auf. Alice macht ein paar Ansagen auf Shona, dann gehen die Schüler und Lehrer in den entlegenen Teil des Grundstücks, wo sich die Schule befindet, das Gartenteam holt sich sein Werkzeug aus dem Werkstattschuppen, das Küchenteam beginnt mit den Vorbereitungen für den elf-Uhr-Tee, die Werkstattmitarbeiter setzen sich hin um Fußmatten zu knüpfen und Alice und der Buchhalter gehen ins Büro. Ich darf mir aussuchen, was ich machen will. Ich will meine Wäsche waschen. Mit dem

nagelneuen Eimer aus meinem Zimmer und einen Stück Seife bewaffnet stehe ich über der Badewanne und versuche mein Glück. Es ist gewöhnungsbedürftig. Die Haltung ist anstrengend. Mein Eimer hat leider schon gelitten. Ein Stück vom Rand ist mir abgebrochen als ich ihn gefüllt angehoben hatte um mir das Wasser über den Kopf zu gießen. Als ich meine nasse Wäsche darin transportiere, reißt auch der Henkel aus. Von da an ist es nicht mehr weit, bis er von oben nach unten einreißt. Mit den Wäscheklammern bekomme ich auch Probleme. Sie fallen immer auseinander wenn ich sie auf die Leine stecke. Ich bastele sie wieder zusammen und versuche mein Glück noch mal. Wieder liegen die Teile am Boden. Beim dritten Mal bin ich ganz besonders behutsam, das Ergebnis ist jedoch keineswegs befriedigender. Ich bin entsetzt. Ich dachte, ich ginge pfleglich mit den Dingen um. Aber auch die Gardinenleiste in meinem Zimmer hält meiner Behandlung nicht stand. Gleich beim ersten Versuch, den Vorhang aufzuziehen, verbiegt sie sich schlangenförmig und ist fortan nicht mehr zu gebrauchen. Ich habe genug von meinen Materialstudien und gehe nach draußen um den anderen bei ihren Beschäftigungen zuzusehen. Ich will wissen und lernen, wie sie ihre Aufgaben unter diesen erschwerten Bedingungen geregelt kriegen.

Oft hat Alice auch schon Pläne für den Tag, wen ich kenne lernen und was ich sehen soll. In der ersten Woche fährt sie mit mir fast täglich in die Stadt. Wir treffen Vorstandsmitglieder, machen Besorgungen und stellen uns auf den Parkplatz beim Internetzentrum um Emails zu verschicken und zu empfangen. In der Gemeinschaft ist der Empfang zu schlecht. Sobald die Telefonleitung in Betrieb genommen wird, stürzt der PC ab. Bei Stromausfall natürlich auch und wenn die Stromspannung im Netz zu sehr schwankt klappt auch nichts.

In den ersten Tagen sind wir oft über Mittag in der Stadt, dann gehen wir irgendwo essen. Nach drei Tagen bitte ich Alice damit aufzuhören. Sie meint es gut und hat Sorge, dass mir das Essen in der Gemeinschaft zu eintönig ist, aber es ist auf Dauer zu teuer auswärts zu essen. Außerdem will ich die realen Bedingungen mitbekommen und versuchen ihr Leben zu teilen so gut ich kann. In der Gemeinschaft essen wir Maisgrieß. Dazu gibt es für jeden zwei Esslöffel Grünkohl und einen Esslöffel Zwiebel-Tomaten-Soße. Seit einer Woche essen wir das jeden Mittag und jeden Abend. Ich bin gespannt, ob das die ganzen drei Wochen so gehen wird. Das Gemüse wächst im Garten und muss nicht gekauft werden.



Den Grünkohl habe ich auch in der Stadt gesehen. Überall, wo ein Beet angelegt werden konnte, wachsen die Grünkohlstängel. Es werden pro Pflanze immer nur wenige Blätter geerntet, so dass sie weiter wächst und neue Blätter produziert. Ich frage, ob der Grünkohl das ganze Jahr über wächst. Das tut er und die Pflanze scheint nicht sehr anspruchsvoll zu sein. In der Gemeinschaft essen wir also drei Wochen lang täglich zweimal Maisgrieß mit etwas Grünkohl und Soße. Wenn es dazu ein paar gedünstete Karotten, Kürbisstückchen, einen Löffel Bohnen oder gar ein wenig Fleisch gibt, dann ist das etwas Besonderes. Für mich denken sie sich hin und wieder etwas Besonderes aus: Eines Morgens bekomme ich zu meinem Tee eine Süßkartoffel mit einem Stück Avocado zum Frühstück. Für die anderen bleibt es bei gesüßtem Maisgrieß und Wasser. Tee bekomme nur ich zum Frühstück. Ich habe am ersten Morgen den Fehler begangen danach zu fragen anstatt abzuwarten und zu beobachten, was die anderen zu sich nehmen. Nun kochen sie jeden Morgen Tee für mich und ich nehme ihn dankbar an. Das ungetoastete Toastbrot, die Margarine und Marmelade habe ich „abbestellt“. Ich esse wie alle anderen morgens einen Teller dünnflüssigen Maisgrieß, der mit Zucker und Erdnussbutter abgeschmeckt ist. Anfangs kostet es mich etwas Überwindung. Aber nach wenigen Tagen finde ich ihn lecker. Auch der Maisgrieß mittags und abends kommt mir nicht zu den Ohren raus. Er ist neutral, denn er wird ausschließlich mit Wasser gekocht. Salz ist nur am Grünkohl. Aber an den tun sie auch manchmal etwas Erdnussbutter, und dann schmeckt er, als wären Mettwürstchen darin mitgekocht worden. Zur Teepause um Elf gibt es für jeden einen Becher Tee und zwei Scheiben ungetoastetes Toastbrot. Brot ist eine Delikatesse. Margarine gibt es nur hin und wieder darauf und Marmelade wird für Gäste aufgehoben. Der Becher Tee um Elf ist das einzige warme und süße Getränk des Tages. Ansonsten wird kaltes Wasser getrunken. Für mich kochen sie auch abends noch einmal Tee. Und dann leistet mir immer eine Person Gesellschaft beim Teetrinken. Sie wechseln sich ab und manchmal scheint es eine kleine Diskussion zu geben, wer heute an der Reihe ist. Frank erklärt mir, dass das zur Gastfreundschaft gehört. Man lässt den Gast nicht alleine Tee trinken sondern setzt sich zu ihm, trinkt eine Tasse mit – egal, ob man Tee mag oder nicht – und unterhält sich mit ihm. Die Assistenten und Bewohner befolgen diesen Brauch gewissenhaft, und ich erfahre erst mit der Zeit, wer abends nur ungerne Tee trinkt. Ich dagegen genieße dieses Ritual in der Regel sehr.



Ich lerne noch andere Höflichkeits- und Verhaltensregeln kennen. Zum Beispiel bekomme ich als Gast ein goldenes Plastik-Platzdeckchen und mein Essen wird mir auf einem Porzellanteller serviert. Die andern haben kein Platzdeckchen und die Teller sind aus Plastik. Porzellan würde viel zu schnell kaputt gehen. Der Spülstein draußen ist aus Beton gegossen. Mit Plastik sind wir da auf der sicheren Seite. Es dauert eineinhalb Wochen, bis ich mein Platzdeckchen los bin und bis zum Schluss gelingt es mir nur gelegentlich einen Plastikteller zu ergattern. Da wir nicht genügend Sitzgelegenheiten für alle haben, sitzen manche zum Essen am Boden. Ich versuche es auch, aber es ist mir zu kalt von unten.

Als ich mich jedoch nach Sitte der Inder hinhoche, ruft Tatenda, ein Mädchen im Rollstuhl, lachend: „Du sitzt ja wie ein Mann!“

Ich erfahre auch, dass man sich als Frau nicht neben einen verheirateten Mann setzt. Da hat ausschließlich die Ehefrau ihren Platz. Und sollte kein anderer Platz mehr frei sein und die Ehefrau nicht anwesend, so setzt man sich eher auf den Boden als auf den freien Stuhl. Wenn wir bei Alice im Büro zu Mittag essen, bringt eine der Assistentinnen eine Kanne mit heißem Wasser und eine Schüssel herein. Sie geht von einem zum anderen damit wir unsere Hände waschen können. Es ist ein Zeichen von Respekt, dass sie sich dabei vor jeden von uns hinkniet. Auch als sie die Schüsseln herein bringt, kniet sie sich hin bevor sie sie uns anreicht. Ich würde am liebsten laut schreien, so sehr geht mir das gegen den Strich. Aber die Höflichkeitsformen scheinen in Simbabwe eine große Bedeutung zu haben. Alice, die Gemeinschaftsverantwortliche, wird von allen mit Mother angeredet. In der Arche ist es ja weltweit üblich, dass wir uns mit Vornamen anreden. In Simbabwe wäre das aber respektlos und besonders Leute von außerhalb der Arche würden einen sehr schlechten Eindruck von Arche bekommen, wenn die Assistenten Alice mit Vornamen ansprächen. Mrs. Chatindo hingegen wäre wieder zu formal für Arche. „Mother“ ist der Kompromiss. Untereinander sprechen sich die Assistenten mit Tante und Onkel und dem Vornamen an. Es scheint für sie ganz normal zu sein, von ihren Altersgenossen zum Beispiel Tante Prisca oder Onkel Kuda gerufen zu werden. Zu mir sagen sie Astrid und ich nenne alle bei ihrem Vornamen einschließlich Alice. Ich war zu ignorant um die Regeln rechtzeitig wahrzunehmen und zumindest in der Arche haben sich die Einheimischen daran gewöhnt, dass Weiße sich selten an den Verhaltenskodex halten. Wenn ich es dann doch tue, sehe ich Anerkennung in ihren Augen. Alice Mann habe ich von Anfang an mit Mr. Chatindo angesprochen, ich kannte ihn ja nicht. Und bei Mr. Chatindo bleibe ich bis zum Schluss, obwohl wir uns gut verstehen und manchen Spaß miteinander haben. Als ich den Vorsitzenden des Trägervereins treffe, habe ich schon gelernt, wie man bei der Begrüßung die linke Hand halten muss um Respekt auszudrücken. Ich probiere es aus und Rem Ferandes, der indischer Abstammung ist, bestätigt mir mit seinem anerkennenden, wenn auch überraschten Gesichtsausdruck, dass ich mich in seinen Augen angemessen verhalten habe.

In der Gemeinschaft wird eine Gebetsnacht geplant! Ich freue mich darauf. Nachbarn und Gemeindemitglieder werden dazu eingeladen und zur Feier des Tages ein besonderes Abendessen vorbereitet. Es gibt in Öl ausgebackene Teigtaschen, die mit Kartoffeln und Hackfleisch gefüllt sind! Dazu bekommt jeder Brot mit Margarine und ein Becher Tee. Die Assistenten waren den ganzen Tag mit den Essensvorbereitungen beschäftigt. Nach der Heiligen Messe werden alle bewirtet. Danach übernimmt eine marianische Gruppe aus der Gemeinde die Regie. Es werden Vorträge und Predigten gehalten über die Bedeutung eines Gnadenbildes, es wird der Kreuzweg gebetet und der Rosenkranz, mal im Stehen, mal kniend. Zwischendurch, leider viel zu selten, Lieder, zum Teil mit Trommel, Rasseln und Tanz. Aber nicht so lebendig wie bei unseren Arche-Gebeten. Jetzt ist es Mitternacht. Einige sind im Sitzen eingeschlafen obwohl es keine Minute Stille gibt. Immer mehr Wolldecken werden geholt. Es ist kalt. Nun predigt wieder jemand, stundenlang, das meiste auf Shona. Manchmal ein paar Sätze auf Englisch mit einem viel sagenden Seitenblick auf mich. Ich bin ganz zufrieden, dass ich nicht alles verstehe. Ich lasse die Worte vorbeirauschen und versuche betend da zu sein. Zwischendurch gehe ich in die leere Kapelle und genieße das Schweigen bevor ich mich wieder zu den anderen ins Wohnzimmer geselle. Zum Frühstück um sechs Uhr dreißig gibt es den Rest der inzwischen kalten, fettigen Teigtaschen. Ich gestehe mir ein, dass ich mir unter einer afrikanischen Gebetsnacht etwas anderes vorgestellt habe und enttäuscht bin. Aber Alice ist glücklich. So ein gründliches Beten kann nur zum Segen für die Gemeinschaft sein.

Ich unterhalte mich mit Norma, einer Assistentin. Sie erzählt, dass sie gerne studieren möchte. Aber die Hochschulen sind noch nicht wieder funktionsfähig. Auf Grund der extrem schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen ist alles zusammengebrochen. Wenigstens gilt seit ein paar Monaten der US Dollar als Zahlungsmittel. Seither gibt es wieder Dinge in den Geschäften zu kaufen. Die Frage ist nur, wo oder wie man Dollar verdienen kann. 95% Arbeitslosigkeit machen deutlich, wie schwierig das Leben für den allergrößten Teil der Bevölkerung nach wie vor ist. Hat man dann ein paar Dollar und will z.B. Waschmittel kaufen, taucht ein neues Problem auf. Es sind keine Münzen in Umlauf. Kostete das Waschmittel einen Dollar fünfzig, muss ich mit zwei Dollar bezahlen und bekomme als Wechselgeld irgendeinen Artikel dazu, den ich gar nicht brauche und auch nicht haben will. Lio

erzählt mir, dass sie manchmal den Einkauf stehen lässt und unverrichteter Dinge nach Haus geht, weil sie den Betrag nicht passend hat und ihr Geld nicht für unnützen Kram ausgeben will. Größere Geldscheine zu wechseln ist nahezu unmöglich. Niemand will sie entgegennehmen und dafür seine Eindollar-Noten herausgeben. Dabei dachte ich, dass ich mit 10-Dollarscheinen gut vorbereitet sei... Norma wartet derweil darauf, dass die Hochschulen ihren Betrieb wieder zuverlässig aufnehmen. Sie ist ganz gern in der Arche, immerhin hat sie hier eine sinnvolle Beschäftigung, ein Dach überm Kopf und genug zu essen. Ihr Vater ist jedoch entsetzt. Er hat Angst, dass sie sich bei den geistig behinderten Menschen ansteckt und dann auch geistig behindert wird. „Wenn sie mich hier mal besuchten, würden sie vielleicht verstehen, dass Menschen mit einer geistigen Behinderung auch Menschen sind wie Du und ich“, sagt sie. Aber die Berührungsängste sind sehr groß.

In der Nachbarschaft und der Kirchengemeinde ist die Arche dagegen gern gesehen. Manchmal kommen Frauen aus der Nachbarschaft zum Helfen. In der Kirche sind die beiden ersten Bänke für die Arche reserviert und in der Gemeinde können auch die selbstgezogenen Kerzen aus der Werkstatt verkauft werden. Zur Gebetsnacht in der Gemeinschaft kommen Nachbarn und Gemeindeglieder. Hier spüre ich keine Vorbehalte.

Wir könnten mehr machen, sagt Alice, wenn wir mehr Langzeitassistenten hätten. Familien mit behinderten Kindern zu besuchen um sie zu ermutigen und zu beraten, wäre eine sinnvolle Sache. Aber dafür bräuchte es Langzeitassistenten.



Fast alle Assistenten sind nur ein paar Monate in der Gemeinschaft. Sie kommen in der Regel, weil sie Arbeit suchen. Sie verdienen in der Arche zwar nichts (wenn man von den 21 Dollar Taschengeld im Monat absieht), aber wenigstens gibt es genug zu Essen und ein Dach überm Kopf. Nach wenigen Wochen verlieben sie sich und wollen heiraten. Alice bittet sie, damit zu warten. Wenn sie zwei Jahre in der Gemeinschaft sind und dann heiraten, übernimmt die Gemeinschaft die Verantwortung für die Ernährung der Familie. Aber zwei Jahre, das scheint für die jungen Assistenten eine unüberschaubare Zeitspanne zu sein. Mr. Chatindo sagt, die durchschnittliche Lebenserwartung läge unter 25 Jahren bedingt durch Aids, Tuberkulose und Cholera. Nun wundere mich nichts mehr. Wie soll man da geduldig warten und den Wunsch nach Ehe und Familie aufschieben? Wenn sie aber nicht warten wollen, dann können sie nicht in der Arche bleiben. Sie gehen dann, obwohl sie nicht wissen, wovon sie leben werden. Das Leben ist kurz und dann will man es wenigstens gelebt haben. Für die Gemeinschaft ist das ein großes Problem. Bevor die Assistenten so richtig begriffen haben, worum es in der Arche geht, sind sie schon wieder weg. Nicht nur die Einarbeitung in die Begleitung und Unterstützung der behinderten Menschen ist mühsam. Auch erlernte Fähigkeiten für die Werkstatt gehen schnell wieder verloren. Alice hatte einen Schuster eingekauft, der zwei Assistenten beibrachte, wie man professionell Sandalen herstellt. Sandalen kann man im Land verkaufen. Es war eine gute Idee und die Assistenten lernten das Handwerk auch. Aber dann verließen sie die Arche und waren nicht in der Lage, ihr Know-how an ihre Nachfolger weiterzugeben.

Ein angemessenes Gehalt kann die Arche Simbabwe nicht zahlen. Selbst die Gemeinschaftsverantwortliche arbeitet nach Feierabend und an den Wochenenden außerhalb der Arche. Ihre Geschicklichkeit im Nähen und ihre Kontakte zur Boardingschool ermöglichen ihr regelmäßige Einnahmen durch das Nähen von Schuluniformen. Nur so kann sie das Schulgeld für ihre drei Kinder aufbringen.



Die Arche Simbabwe hat auch eine Schule, allerdings muss man hier weder Schulgeld zahlen noch eine Schuluniform tragen. Aber gelernt wird auch, je nach den Fähigkeiten der einzelnen Kinder. Es gibt zwei Klassen, in denen vor allem lebenspraktische Fähigkeiten trainiert werden und Physiotherapie sowie Logotherapie ihren Platz haben. Und dann gibt es ein Klassenzimmer für die erste und zweite Klasse und eines für die dritte und vierte. Hier wird nach anerkannten Lehrplänen unterrichtet und es werden richtige Prüfungen gemacht. Die Grundschulklassen werden derzeit von sechs Kindern besucht. Drei davon kommen täglich von Zuhause, die anderen drei leben in der Arche. Die Assistenten, die morgens beim Aufstehen helfen, arbeiten tagsüber als Lehrer und abends wieder als Hausassistenten.

Wenn ich an Schule denke, dann habe ich ein Bild vor meinem inneren Auge von einem Schulgebäude mit gewissen baulichen Standards, sanitären Anlagen und angemessener Ausstattung. In Simbabwe bedeutet Schule, dass unterrichtet und gelernt wird, aber unter erschwerten Bedingungen. Die Schule ist in einem auffälligen Holzschuppen untergebracht, die „Klassenräume“ messen ca. zwei mal zwei Meter, die Klassen für die lebenspraktisch bildbaren Kinder haben keine Möbel und die erste bis vierte Klasse Grundschule haben wenig Unterrichtsmaterial. Es gibt keine Tafel an der Wand und Stifte und Papier sind auch knapp. Außerdem ist es eng in dem Kabuff und von nebenan schallt anhaltendes Gebrüll von Blessing, der gerade am Boden liegend von der Physiotherapeutin durchbewegt wird, was ihm offensichtlich gar nicht gefällt.

Auf dem Nachbargrundstück gibt es eine „richtige“ Schule, ein festes Gebäude mit eingerichteten Klassenräumen. Alice schwärmt mir davon vor. Sie hat sie sich von innen angeschaut: „Da gibt es Stühle, Pulte und richtige Tafeln!“ Bis vor ein, zwei Jahren war dort eine Schule für Kinder mit Morbus Down Syndrom. Sie hat zugemacht. Vielleicht kann die Arche das Gebäude mieten. Dann wäre die Sorge vorbei, wie denn der Schulbetrieb in der Regenzeit aufrechterhalten werden kann. Das Dach im Schuppen ist nicht mehr wasserdicht. Und wenn es stürmt ziehen die beiden Gruppen vom vorderen Teil des Schuppens ins Wohnzimmer von Ngoma-House um; in der Nähe des Schuppens stehen hohe Bäume, die bei Sturm ab und zu schwere Äste verlieren. Ins Vordach des Schuppens ist dadurch schon ein großes Loch geschlagen. Zum Glück war das nachts, als sich niemand in der Schule aufhielt.

Nun wird einer dieser großen Bäume gefällt. Von Hand, mit einer normalen Axt. Zwei Assistenten ziehen sich am Stamm empor bis sie in 15 und 20 Meter Höhe in einer Astgabel einen Stand finden. Tawengwa hält sich mit einem Arm am Stamm fest, mit der anderen Hand schwingt er die Axt und schlägt eine Kerbe in einen großen Ast bis dieser abbricht und zu Boden kracht. Der ganze Baum schwankt bedenklich und Tawengwa klammert sich an den Stamm. Für den nächsten Ast ist der andere Assistent zuständig. Tawengwa ruht sich in seiner Astgabel aus bis er wieder an der Reihe ist. Mir ist himmelangst um die beiden. Aber es geht alles gut. Nach drei Tagen liegt auch der dicke Stamm am Boden. Das Garten-Team ist noch lange damit beschäftigt den Baum zu zerkleinern. Es gibt nur eine Axt. Aber die Arbeit ist so anstrengend, dass man sowieso nicht durcharbeiten kann. Für die nächsten Wochen ist der Vorrat an Feuerholz gesichert.

Das Gelände um Ngoma-House ist ansehnlich. Außer der Schulbaracke gibt es einen großen Gemüsegarten. Die Arche baut zwei Sorten Kohl an, Tomaten, Zwiebeln, Karotten, Süßkartoffeln und etwas Mais. Ein weiteres Gebäude dient derzeit provisorisch als Werkstatt und Schlafkammer; in der eigentlichen Werkstatt ist seit Monaten diverses Baumaterial eingeschlossen. Auch die Wasserpumpe befindet sich in einem gemauerten Schuppen, der immer abgeschlossen ist. Die erste Pumpe, die die Arche bekommen hatte, war über Nacht verschwunden. Dann gibt es das große Gazebo und das Wohnhaus, in dem ca. 16 Personen leben und die Gemeinschaftsverantwortliche ihr Büro hat. Auch für Blumenbeete, ein paar Obstbäume und Bananenstauden gibt es noch Raum. Der Wäscheplatz und der gemauerte Spültisch sowie die Müllgrube sind natürlich auch zu finden. Das abgeerntete Maisfeld dient vorübergehend als Sportplatz. Einen Schulhof oder eine Spielfläche gibt es nicht. Auch für ein Hühnergehege fehlt der Platz.

Die Arche Simbabwe hat noch ein zweites Haus, das Brook, etwa zehn Minuten zu Fuß entfernt von Ngoma-House. Dort bin ich heute zum Abendessen eingeladen. Unah, eine Assistentin, und Enock, ein Bewohner, kommen mit um mir den Weg zu zeigen. Das Brook hat die Arche vor fast drei Jahren gekauft und bereitet seither die Renovierung vor. Die ist auch dringend nötig. Das Haus ist in einem erbärmlichen Zustand. Im Flur tropft es gerade von oben aufs Parkett. Der Wassertank sei wohl undicht, der Installateur sei aber schon zweimal da gewesen, sagt die Assistentin achselzuckend und stellt wieder einen Eimer auf. Das Baumaterial für die umfangreiche Renovierung ist noch nicht beisammen. Aber seit der US Dollar als offizielles Zahlungsmittel eingeführt worden ist, sind die Aussichten gestiegen, dass die Arbeiten bald begonnen werden können. Was an Material bereits zusammengetragen wurde, lagert in der Werkstatt bei Ngoma-House. Dort ist alles sicher verschlossen und wartet auf seine Verwendung. Alles, was nicht hinter Schloss und Riegel ist, „verdunstet“ innerhalb kurzer Zeit.

Ein Gazebo gibt es nicht beim Brook. Wenn Stromsperre ist muss das Feuer zwischen zwei Backsteinen entfacht werden und auf der Erde unter freiem Himmel gekocht werden. Gut, dass nicht gerade Regenzeit ist. Heute ist es gelungen, das Essen fertig zu stellen bevor der Strom abgeschaltet wird. Aber nach dem Essen drängt Unah eilig zum Aufbruch. Es ist stockdunkel draußen und es sei nicht gut, so spät noch unterwegs zu sein. Es ist gerade mal 20:00 Uhr. Wir machen uns auf den Weg. Außer den Sternen gibt es kein Licht. Unah und ich sehe im Dunkel sehr schlecht. Enock scheint da weniger Probleme zu haben. Er ist uns ein Stück voraus während wir uns voran tasten. Wo ist der Abzweig, den wir nehmen müssten? Ich höre Schritte und sehe eine Zigarette aufglühen. Mir ist unheimlich. Ich rufe nach Enock, der verschwunden zu sein scheint. Er kommt umgehend zurück, fasst mich bei der Hand und führt uns nach Hause. Unah und ich hatten den richtigen Abzweig tatsächlich übersehen. Erleichtert gesellen wir uns zu den anderen im Wohnzimmer und erzählen wie Enock uns geholfen hat. Enock sitzt strahlend vor Stolz neben uns. Von da an versteht er sich als mein Freund und Beschützer.



Enock ist 2001 in die Arche gekommen. Er hatte auf der Straße gelebt und war dort von Social Welfares aufgesammelt und in die Arche gebracht worden. In seinen Papieren steht, er sei taub, stumm und geistig behindert. Taub ist er ganz sicher nicht, das hat er auf unserem Heimweg bewiesen. In der Arche bekam er Logopädie und spricht inzwischen einige Worte. Er kann auch seinen Namen schreiben. Enock ist Mitglied im Garten-Team. Er ist verantwortlich für das Blumenbeet am Eingang des Grundstücks. Gewissenhaft und zuverlässig kümmert er sich um die Pflanzen und wässert das Beet regelmäßig. Dazu zieht er immer seine Gummistiefel an, auf die er sehr stolz ist. Es ist erstaunlich, was er seit seinem Einzug in die Arche gelernt hat. Anfangs wusste er mit seinen Händen nichts anzufangen und es war nicht einfach ihn an die Arbeit heranzuführen. Heute ist er 27 Jahre alt. Er ist ein freundlicher, stiller Mann, der sich wie ein liebevoller Vater um die Kinder in der Gemeinschaft kümmert.





Ich habe ein Memory-Spiel mitgebracht. Enock und drei der Kinder sind sofort bereit es zu versuchen. Auch die anderen Bewohner scharen sich um mich. Spielen scheint kein üblicher Zeitvertreib zu sein. Es gibt keine Gesellschaftsspiele in der Gemeinschaft. Es dauert auch eine Weile, bis die Regeln für alle Spieler klar sind und die Finger genug Geschick zum behutsamen Umdrehen der Karten entwickelt haben. Aber dann spielen wir mit Ausdauer und Begeisterung, immer umringt von vielen Zuschauern. Die Assistenten wagen sich erst nach etwa einer Woche zaghaft ans Spiel. Ich habe schon Sorge, dass die Spielerei mit meiner Abreise ein Ende findet, wenn nicht auch die Assistenten daran Gefallen finden. Auch nach anderthalb Wochen muss ich das Spiel noch immer initiieren. Ich habe allmählich genug vom Memory und will lieber lernen, wie man Sadza kocht. Ich verweigere mich also und gehe in die Küche, übe mich im Kochen auf simbabwisch und lerne dabei Lieder auf Shona. Als ich nach einer Stunde ins Wohnzimmer komme, sind Assistenten und Bewohner ins Memory-Spielen vertieft. Ich bin glücklich.



Einige der Bewohner rühren mich sehr an. Manche sind sehr scheu und zurückhaltend. Mathilda zum Beispiel. Ich setze mich neben sie aufs Sofa. Sie reißt die Augen auf und rückt ein bisschen tiefer in die Sofaecke. Ich scheine ihr unheimlich zu sein. Dennoch bleibe ich sitzen, schaue sie manchmal an und sage etwas zu ihr. Auf Englisch, das versteht sie nicht. Sie verzieht keine Miene. Eine halbe Stunde sitzen wir so nebeneinander. Dann ist es Zeit fürs Abendgebet und wir werden aufgefordert in

die Kapelle zu gehen. Da nimmt Mathilda meine Hand und führt mich, weist mir in der Kapelle einen Platz an, bleibt neben mir und hält meine Hand auch noch, als wir aus der Kapelle rauskommen und es Zeit zum Schlafen ist. Ich weiß noch nicht, in welchem Zimmer sie schläft und lasse mich von ihr einfach führen. Wir landen in der Küche. Ich wundere mich und frage sie, ob sie in der Küche schlafen möchte. Sie schaut mich einfach nur an. Lange. Bis ich auf die Idee komme ihr etwas zu trinken zu geben. Dann nimmt sie mich wieder bei der Hand und führt mich in ihr Zimmer. Ich darf lernen, welche Handreichungen sie am Abend benötigt und lerne auch, wie man auf Shona gute Nacht sagt. Von da an ist das unser abendliches Ritual. Es beginnt jedes Mal, wenn es Zeit fürs Abendgebet ist und endet mit „Murara saka naka“. Mathilda spricht nicht und zeigt auch nicht viel Mimik. Die Assistenten wollen unbedingt ein Foto von Mathilda und mir machen. Es sei erstaunlich, wie glücklich Mathilda aussehe wenn da jemand sei, der sie mag. Ja, ich mag Mathilda. Sie tut mir gut in ihrer stillen, unaufdringlichen Art.



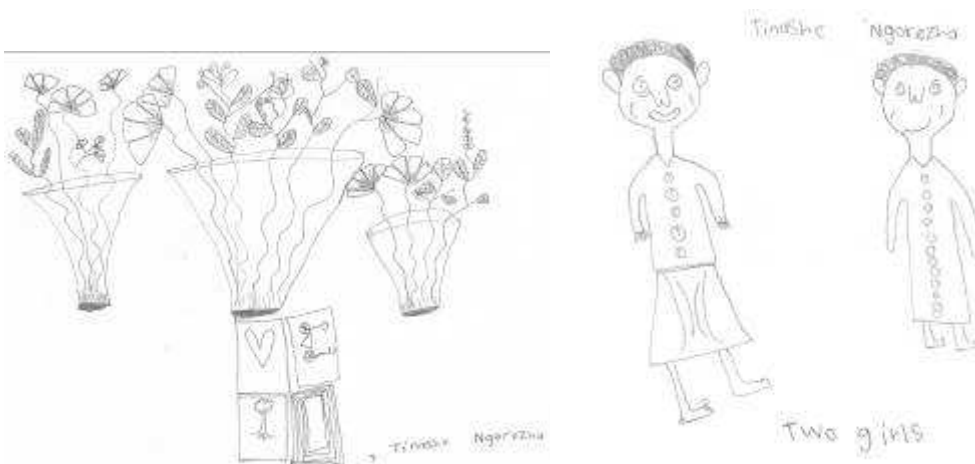
Auch Douglas ist zurückhaltend. Aber bei ihm sieht man die Angst und Unruhe im Gesicht. Gäste hat er nicht gern. Zu groß ist die Sorge, dass sie alles wegessen. Douglas musste sich jahrelang seine Nahrung auf dem Marktplatz in Harare organisieren. Das hat ihm Schläge eingebracht und oft ist er mit Steinen beworfen worden. Auch nach elf Jahren in der Arche schaut er noch nervös nach allen Seiten oder stellt sich in eine geschützte Ecke um ein wenig auszuruhen. Douglas hat ein ernstes,

wunderschönes Gesicht. Er ist Autist, zwergwüchsig mit ausgeprägtem Buckel. Draußen läuft er meistens seitwärts, blitzschnell und immer um sich blickend. Seine Vorliebe gilt kleinen Teilen, die er überall aufsammelt. Das sind seine Schätze. Oft probiert er, ob sie essbar sind. Er spricht nicht. Aber hin und wieder, wenn es ihm gut geht, kann es vorkommen, dass er lacht. Ich habe es in den drei Wochen zweimal erlebt und jedes Mal berührte es mich tief.

Tinashe ist ganz anders. Er ist acht Jahre alt, lernbegierig und voller Lebenslust. Er geht auf eine öffentliche Schule in der Nachbarschaft. Er ist morgens einer der ersten. Ich weiß nicht, wie weit der Schulweg ist, aber manchmal muss er ohne Frühstück los, nämlich dann, wenn Stromsperre ist und der Porridge nicht rechtzeitig fertig wird. Tinashe's Mutter ist geistig behindert. Sie ist nicht in der Lage ihr Kind großzuziehen. Die Arche bietet ihr einen Arbeitsplatz in der Werkstatt und für Tinashe ein Zuhause. Langsam wäre es an der Zeit, dass Tinashe in eine Boardingschool geht um besser gefördert zu werden. Aber dafür gibt es kein Geld. Er ist jetzt mit seinen acht Jahren den behinderten Menschen in der Gemeinschaft überlegen und manchmal kommt es dadurch zu Streit.



Tinashe spricht sehr gut Englisch, das hat er in der Schule gelernt. Er ist der größte Memory-Fan in der Gemeinschaft. Als er mir beim Zeichnen zuschaut frage ich ihn, ob er auch etwas zeichnen möchte und gebe ihm etwas Papier und meinen zweiten Bleistift. Über eine Stunde zeichnet Tinashe konzentriert und hingebungsvoll und überreicht mir dann seine Meisterwerke: ein kunstvolles Blumenbild, ein großes Auto, zwei lachende Mädchen, einen Krug, ein Haus und einen Baum hat er gezeichnet.



Mr. Chatindo nimmt mich mit zum Markt. Dort wird alles angeboten, auch Kunsthandwerk, wunderschöne, geschnitzte Möbel aus Vollholz zum Beispiel. Ich gehe und schaue und staune. Da überholt uns eine Gruppe junger Frauen in kurzen Hosen und T-shirts. Es sind Europäerinnen, vielleicht sogar Deutsche. Ich will es gar nicht wissen, ich will nur, dass sie hier verschwinden. Sie passen so gar nicht hier hin. Während ich mich frage, warum mich ihre Gegenwart so stark irritiert, wird mir bewusst, dass ich selber eine Weiße bin. Ich hatte es doch tatsächlich vergessen.

Seit Tagen begleitet mich ein Vers aus den Herrenhuter Losungen: Christus spricht: Ich bin gekommen, damit sie das Leben und volle Genüge haben sollen. Johannes 10:10
„Das Leben“, darunter verstehe ich alles, was mich zutiefst lebendig macht, da fällt mir viel zu ein, da meine ich zu verstehen, worum es geht. Aber hier in der Arche Simbabwe beschäftigt mich vor allem der Begriff „volle Genüge“. Wir sollen volle Genüge haben. Volle Genüge ist nicht Überfluss, ist aber auch nicht einfach genug. Ist wohl genug Plus. Das wäre also das gesunde Maß, das uns von Gott zuge dachte. Und was ist nun genug? Und wo beginnt der Überfluss? Mangel ist ungesund und Überfluss ist ungesund. Haben sie hier in der Arche Simbabwe genug? Nein. Da bin ich sicher, das hier kann nicht als volle Genüge bezeichnet werden. Und bei mir Zuhause in Deutschland? Wie kann ich mein Leben vereinfachen? An welcher Stelle lebe ich in einem Überfluss, der mir nicht gut tut, der mich am Leben, an tiefer Lebendigkeit hindert?

Im Gemüsegarten habe ich Salat entdeckt. Alice sagt, sie hätten den Samen aus England bekommen, aber hätten nicht gewusst, wie man das verarbeitet. Ich will es ihnen zeigen und frage nach Essig für die Salatsoße. „Den können wir kaufen gehen“, sagt Unah. Ich sage, eine Zitrone täte es auch. Aber die gibt es auch nicht in der Gemeinschaft, auch keinen Senf oder Pfeffer oder Joghurt, etc. Ich will nicht, dass sie etwas kaufen, was sie sonst nicht benutzen. Ich behelfe mich mit zwei unreifen Orangen aus dem Garten und mache eine Salatsoße aus ihrem Saft vermischt mit Öl, Salz, etwas Zucker und einer ganz fein geschnittenen rohen Zwiebel. Ich bin mit dem Ergebnis ganz zufrieden und esse den Salat mit Appetit. Für die meisten aus der Gemeinschaft scheint frischer Salat ungewohnt zu sein. Manche essen ihn mit langen Zähnen und einige lassen ihre Portion auf dem Teller zurück. Aber ein paar mögen ihn und Prisca macht sogar in der Woche darauf selbst Salat als sie mit Kochen an der Reihe ist.

Ich lerne wie in der Gemeinschaft Batiken hergestellt werden. Es ist ein aufwändiger Prozess. Das Motiv wird mit Bleistift auf den zugeschnittenen Stoff gezeichnet. Um die Linien abdecken zu können, muss ein Brei aus Vollkornmehl gekocht werden. Dazu wird erst mal das Mehl gesiebt, dann mit Wasser angerührt, eine Stunde unter Rühren gekocht und wieder gesiebt. Die Masse muss die richtige Beschaffenheit haben, sonst gelingt es nicht, das Motiv damit nachzuzeichnen. Wenn es gelungen ist, wird der Stoff mit Steinen beschwert in die Sonne gelegt. Ist der Mehlbrei getrocknet, muss der Stoff gedehnt werden. Dadurch entstehen die feinen Bruchlinien, die den Batikcharakter ausmachen. Nun können die einzelnen Felder mit Farbe ausgefüllt werden. Dazu wird das Farbkonzentrat mit Bindemittel angerührt und mit dem Pinsel in den Stoff gearbeitet.



Anschließend gibt es wieder ein Sonnenbad zum Trocknen. Um die Farbe wasserfest zu machen, werden die Werkstücke im Ofen erhitzt. Man muss sehr aufpassen, dass der Stoff nicht anbrennt. Ist auch das geschafft, wird der Stoff in Wasser eingeweicht um den Mehlbrei zu lösen. Nach ein paar Minuten wird er auf dem Boden ausgebreitet und der Mehlbrei wird behutsam mit einem Spachtel abgeschabt. Überall, wo der Mehlbrei war, ist der Stoff weiß geblieben. Noch einmal nachspülen und trocknen lassen, dann kann das Ergebnis bewundert werden. Wir brauchen ca. drei Tage für diese vielen Arbeitsgänge. Alles findet unter dem Vordach der Werkstatt auf dem Betonboden statt. Für mich ist es ungewohnt und anstrengend, alles am Boden zu machen. Die erste Ladung Mehlbrei ist nicht gelungen. Er klumpt, obwohl er gesiebt worden ist. Die Klumpen verstopfen die Spritztüle und dann kommt plötzlich ein ganzer Schwall heraus. Wir müssen den Mehlbrei auswaschen, den Stoff trocknen lassen, bügeln und wieder von vorn beginnen. Beim zweiten Mal klappt es. Aber beim Trocknen kommt Wind auf und bläst den Dreck auf unsere Werkstücke. Beim Erhitzen im Ofen bekommt ein Stück einen Brandfleck und beim Abschaben des Mehlbreis löst sich zum Teil die Farbe. Bei manchen Stücken haben wir vergessen, sie vor dem Auftragen der Farbe zu dehnen. Nun fehlen die feinen Linien, die den besonderen Reiz einer Batik ausmachen. Ehrlich gesagt, ich hatte mir das Ganze leichter vorgestellt. Nun müssen noch Taschen aus unseren Batiken genäht werden. Ich möchte sie mitnehmen nach Deutschland und dort verkaufen. Alice hat extra zwei junge Frauen zum Nähen bestellt, damit alles noch fertig wird. Der Stromausfall macht uns einen dicken Strich durch die Rechnung. Spätestens jetzt finde ich Stromausfall nicht mehr spannend sondern nur noch ärgerlich.



Ich mache mir Gedanken darüber, wie wir die Freundschaft zwischen Arche Tecklenburg und Arche Simbabwe am besten leben können. Ich nehme viele Anregungen mit nach Hause und einen Stapel gebastelter Karten. Für jeden Bewohner und jeden Assistenten in Tecklenburg hat jemand aus der Arche Simbabwe eine Karte gestaltet. Drei Wochen in der Arche in Simbabwe, das war gut. Ich konnte mich in das Leben der Gemeinschaft und in die Lebensbedingungen einschwingen und teilhaben. Die Genügsamkeit hat mir gut getan, das viele Arbeiten im Freien, die Spontaneität im Gebet, die Herzlichkeit und Offenheit der Bewohner und Assistenten, die Gelassenheit, wenn etwas nicht gleich klappte oder viel Zeit brauchte. Ich fühle mich angenommen und dazugehörig. Ich weiß auch, dass es anders aussähe, wenn ich hier länger bliebe. Dann würde es erst richtig ernst. Jetzt hat es noch etwas von Campingurlaub an sich, wo auch nicht alles so komfortabel ist und vieles improvisiert werden muss. Ich bin schon froh, dass meine diversen Salben für meine empfindliche Haut die drei Wochen gereicht haben, dass ich nicht zum Zahnarzt musste und auch sonst keine ärztliche Hilfe brauchte. Ich freue mich auch darauf, wieder richtig duschen zu können, meine Wäsche in der Waschmaschine zu waschen und nicht so viel in gebückter Haltung zu arbeiten. Der Abschied von den

Menschen aber fällt mir schwer. Sie sind mir ans Herz gewachsen. Ich würde gerne mehr von ihnen lernen und sie an meinem Leben teilhaben lassen. Es ist nicht sicher, ob ich von den jungen Assistenten jemanden wieder sehen werde. Vermutlich eher nicht. Vielleicht werde ich Mathilda und Enock, Blessing, Tatenda und Douglas eines Tages wieder sehen.

Es gibt noch andere Fäden, die aufzunehmen sich lohnen könnten. Ich habe Kontakt bekommen zur Work-Camp-Association, was uns in Zukunft die einen gegenseitigen Austausch von Assistenten erleichtert Und ich habe Anregungen bekommen, über welche Schiene an Fördergelder für Projekte in der Arche Simbabwe zu kommen ist. Die eigentliche Solidaritätsarbeit scheint nun erst so richtig zu beginnen. Aber die Freundschaft besteht bereits und will gelebt werden. Beziehungen sollen wachsen, auch zwischen anderen Gemeinschaftsmitgliedern beider Gemeinschaften. Aber auch ich möchte gerne wieder zu Besuch in die Arche Simbabwe reisen. Und dann zusammen mit einem Bewohner. Jonathan zum Beispiel würde Spaß haben, da bin ich mir sicher. Er ist an allem interessiert und ist anpassungsfähig. Er würde klar kommen.

Zurück aus Simbabwe. Seit vorgestern. Reizüberflutung. Was machen wir uns das Leben doch anstrengend mit unserem Wohlstand, dieser Überfülle. Ich sehne mich nach der Schlichtheit des Lebens der Arche Simbabwe. Nicht entscheiden müssen, was ich anziehe (ich hatte nur zwei Röcke dabei); nicht entscheiden müssen, was ich koche (es gab jeden Mittag und jeden Abend Maigrieß mit Grünkohl und Zwiebel-Tomaten-Soße) oder was ich aufs Brot esse. Ich musste nur entscheiden, ob ich Zucker und Milchpulver in meinen Tee tue. Das tat ich, denn es gab sonst nichts Süßes.

Nun bin ich zurück. Ich koche Sadza mit Zwiebel-Tomatensoße ganz für mich alleine, singe Lieder auf Shona, für die sich meine Gemeinschaft in Tecklenburg noch nicht so recht begeistern kann, trinke meinen Tee wieder schwarz und warte darauf, dass meine Seele den Weg zurück nach Deutschland findet.

Astrid